

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 121 (1995)
Heft: 23

Artikel: Der verschwundene See
Autor: Benjamin, Simon / Glück, Gerhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-605111>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der verschwundene See

VON SIMON BENJAMIN

Eines Morgens war der See weg. Er galt als lieblich.

Am Vorabend noch hatte seine schwarze Wasserfläche die Lichter vom anderen Ufer gespiegelt. Jetzt tat sich eine tiefe Senke von lehmiger Farbe auf. Die Leute, die am See wohnten, rieben sich die Augen, als sie beim Aufstehen durch die Fenster schauten. Sie glaubten, dass es sich um einen eigenartigen Traum handle. Manche merkten es auch gar nicht. Sie gingen so verschlafen wie immer aus dem Haus, und man musste ins Büro telefonieren, um ihnen das Unglaubliche zu berichten. Denn zwischen acht und neun setzte sich am See die Überzeugung durch, dass sich das Wasser wirklich davongemacht habe. Die Leute begannen, über das Ereignis zu sprechen, nachdem sie sich fest in den Unterarm oder den Oberschenkel gekniffen hatten. Einige begaben sich zum Ufer. Die besonders Mutigen machten erste Schritte über die Grenze hinaus, wo noch vor kurzem das Reich des Wassers gelegen hatte. Als dann in den 10-Uhr-Nachrichten sogar das Radio eine Meldung brachte, waren die letzten überzeugt, dass sich da etwas Ausserordentliches zugetragen habe.

Inzwischen hatten die Feuerwehren, von denen es rings um den See eine ganze Menge gab, schon erste Abschrankungen errichtet, der Zivilschutz war aufgeboten worden, auch einzelne Truppenteile der Armee. Die Soldaten waren ratlos, sie rauchten Zigaretten, warteten aufgeregt schwatzend auf Befehle, die niemand zu

geben wusste, und sie besichtigten zusammen mit den Anwohnern und den herbeiströmenden Schaulustigen die Schäden. Die Segeljachten, die erst noch anmutig und unbeteiligt im Spiel der Wellen geschaukelt hatten, lagen mit ihren schrägen Masten wie umgefallene Dominosteine über dem Teppich aus geknickten Algen. Die Boote befanden sich jetzt, wie die Strandbäder, weit im Landesinnern, was gleichzeitig erheiternd und unheimlich wirkte, als warteten lauter Archen Noahs im Familienformat auf die nahe Sintflut, bereit, den Hund, die Katze und den Hamster zu retten.

Eine Erklärung für das Phänomen gab es nicht. Das Lehrernteam aus Geologen, Seismologen

und Hydrologen der Eidgenössischen Technischen Hochschule, das eine lange Ortsbesichtigung vornahm, musste unverrichteter Dinge abreisen. Es hatte nirgends jene klaffende Erdspalte gefunden, nach der es angeblich gesucht hatte. Doch war der Tag der Beginn einer intensiven interdisziplinären Forschungstätigkeit. Viel später, als sich andere und weit grösse Seen des Mittellandes geleert hatten, sprach man von der neuartigen See-Emigration mit unbekannter Ursache.

Natürlich gab man sich in der Bevölkerung damit nicht zufrieden. Schon bald kursierten Gerüchte über geheimnisvolle Bohrversuche der Nationalen Genossenschaft zur La-

gerung von radioaktiven Abfällen, die bei Nacht und Nebel auf dem See vorgenommen worden seien und an denen auch die Technische Hochschule beteiligt gewesen sei, oder man vermutete geheime Stollen der Armee als Ursache. Auch wurde die Enteeration mit dem Ozonloch in Verbindung gebracht oder mit den Atombombenversuchen bei den Antipoden (bei den Antilopen, sagten die kleinen Schulkinder, welche den Gesprächen ihrer Eltern gebannt zuhörten). In Sektenkreisen und in streng religiösen Familien glaubte man an ein Zeichen Gottes, wobei es einige als Beweis seiner Allmacht, andere als Strafe für den Sittenzettel auslegten, der gerade beim Baden um sich geprif-

fen habe. Es bildete sich sogar eine neue Sekte, die Apostel des Gottesreiches der Endzeit, die es sich nicht nehmen liess, trotz des Verbotes jeden Sonntag über den See zu wandeln, was ja nun jedermann trockenen Fusses tun konnte. Nicht alle reagierten so aufgereggt. Vor allem unter den Landwirten war die Redensart verbreitet, dass das Wasser dann schon wieder komme: «Das kann ja nicht einfach verschwunden sein», hiesse es.

Doch weil die Normalität nicht zurückkehrte, begannen sich die Leute in den neuen Umständen einzurichten. Zuerst gab es im Land eine grosse Solidaritätskampagne für die Seeanstösser. Die Innenministerin und zahlreiche weitere Behördenvertreter besuchten das

Gelände. Die Glückskette startete, unterstützt vom Fernsehen, eine Sammelaktion, die Zeitungen und Illustrierten waren voller Bildberichte mit Interviews, Karten und Mutmassungen. Doch fehlte es den Betroffenen eigentlich an nichts. Die meisten hatten wenig verloren, bloss ihre Segeljachten und die Motorboote konnten sie nicht mehr benutzen, und sie waren ihrer privilegierten Uferlage verlustig gegangen. Wegen der zahlreichen Schaulustigen konnten sich auch die Restaurants mit Seeblick nicht über mangelnden Betrieb beklagen. Schliesslich wurde das Sammelmeld zum Bau von Parkbädern mit grossen Schwimmbecken verwendet und als Abfindung für die zwei letzten Berufsfischer sowie die wenigen Angestellten der kleinen Schiffahrtsgesellschaft, die den Betrieb einstellen musste.

Nur mit dem Seegrund, einer weiten konvexen Fläche, wusste man anfänglich nichts anzufangen. Schon nach ein paar Wochen entbrannte ein Streit über die Zukunft des Geländes. Es gab immer noch viele warnende Stimmen, die eine Nutzung des Seebeckens für zu gefährlich hielten, weil man nicht wissen könne, wann das Wasser zurückkehre. Der Naturschutzverband schlug vor, das Gebiet ganz sich selber zu überlassen und eine Art Urwald heranwachsen zu lassen. Die Bauunternehmer wollten einen riesigen Aquädukt in den höhergelegenen See bauen, der neues Wasser liefern würde. Einzelne Bauern hofften auf eine Ablösung ihrer Ackerbaufläche. Der Kanton, der sich als rechtmässiger Besitzer betrachtete, liess die Frage von einer Kommission mit dem Namen «Zukunftszenarien Seenutzung» abklären, in welcher die Nutzungsbefürworter in der Mehrheit waren. Die Kommission kam, wenn auch nicht einstimmig, zum Schluss, dass nichts gegen eine kommerzielle Verwendung der Fläche spreche, da mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit auszuschliessen sei, dass das Wasser in absehbarer Zeit zurückkehre.

Weil man sich im Kanton auf keine einheitliche Verwendung einigen konnte, liess man schliesslich der privaten Initiative, die damals hoch im Kurs war, freien Lauf. Der Kanton verkaufte das Land günstig. Ein Konsortium aus lokalen Gewerbetreibenden sicherte sich den Löwenanteil. Es liess einen riesigen Vergnügungspark für die Leute aus der nahen Grossstadt erstellen. Das Disney-Land bei Paris diente als Vorbild, nur dass auf dem See einheimische Figuren in ihrer Umgebung dargestellt wurden. Es sei darauf geachtet worden, dass die kulturelle Eigenständigkeit gewahrt bleibe, sagte der Gemeindepräsident bei der Eröffnung des Parks stolz. Besonders beliebt war der Sektor Heidiland. Eine kleine Seilbahn brachte die Zuschauer auf die niedliche Alp des blutjungen Hirtenmädchen, das alle zwei Stunden einen Ökokäse herstellte. In der Abteilung Schellen-Ursli konnten die begeisterten Kinder jeden Sonntag an einem Wettbewerb mit anschliessendem Glockenumzug teilnehmen. Wer sich die grösste Schelle gesichert hatte, durfte sie zuvorderst in der Reihe um den Brunnen tragen. Viel

Zulauf hatte auch der staatsgeschichtliche Pavillon mit dem Gesslerhut und dem aus Beton nachgebildeten Vierwaldstättersee, auf welchem sportliche Besucher sich darin übten, aus einem Nachen auf die Tellplatte zu springen. Sie kam direkt neben das Biotop zu liegen, das man nach den Protesten und Einsprachen des WWF angelegt hatte.

Der Vergnügungspark erwies sich als Glückssfall, er brachte neue Verdienstmöglichkeiten in die Gegend. Es entstanden postmoderne Hotels und Restaurants. Die beiden Berufsfischer wurden von der Betreiberfirma als Betreuer der Abteilung Pfahlbauten eingestellt, und das Personal der ehemaligen Schiffahrtsgesellschaft fand ebenfalls eine Beschäftigung, was in der Presse wohlwollend vermeldet wurde. Der Kapitän wies nun die Autofahrer in den grosszügigen Parkplatz ein, der im östlichen Teil des Seegrunds angelegt worden war und schon bald vergrössert werden musste. Die neue Sekte konnte jetzt, wo das Betretungsverbot aufgehoben war, legal über den ehemaligen See gehen. Es ging den Leuten noch besser als vor dem Verschwinden des alten Sees, und kaum jemand vermisste ihn, obwohl er ausserordentlich lieblich gewesen war. Zwar verstummen die warnenden Stimmen nicht ganz. Eine kleine Gruppe wünschte immer noch eine andere Zukunft. Doch angesichts des offensichtlichen Erfolgs des realisierten Entwicklungsmodells und weil das Wasser tatsächlich nicht zurückkehrte, fanden die Kritiker kaum noch Beachtung. □

